„Tausend Ahnen mit Bären, Vater!“ jubelte unser Sohn und schwang die Feuerstange von dem Küchenherd wie einen Spieß.

„Siehst Du, Mütterchen, Kinder sagen doch immer das Wahre!“

Und sie lächelte, die Gefährtin, wie ein Märchen strahlt aus dem Schoß der Jahrtausende. Das Dasein eines Mannes hängt davon ab, daß er eine gute Frau hat. Dann kann er sein Wesen bewahren für das ewige Leben, und der Geist des Allgeschehens braust in ihm.

Nun erfüllt mich der eisige Wind mit Freude. Das Fauchen in den Kiefern auf der Heide, das Knistern der erstarrten, roten Moorgräser und das Knacken der Eistafeln unter meinen Schuhen tun mir wohl. Ich füttere die Fasanen mit Gerste, und ich lege krausen Kohl hin für die Hasen. Bei den Wacholdern, in der Sandmulde unter dem schwarzbraunen Heidekraut, da, wo ich die Losung des Fuchses roch, lasse ich einen Zipfel Dauerwurst. Als ich dann auf den Weg komme, höre ich aus den Ginsterbüschen bellende Anerkennung: „Na, es gibt auch gute Tiere unter Euch Menschen.“ Und ich grüße den roten Pelz, aus dem mich ein schwarzes Gesicht ansieht.

Ich verweile auch in diesen Tagen manchmal an den Herdfeuern der Bauern, von denen ich einige Morgen Grundstücke am Flußufer gepachtet habe. Ich schlafe in ihren Pferdeställen, freue mich des Geruches der gesunden Tiere, ihres Geschnaufes, des Stampfens der Hufe und des Kettengerassels des starken Hengstes.

An dem Wege in der Heide stehen meine Freunde Kennebrok und Wokensack. Sie lachen mich an. Kennebrok hält ein Hackmesser im Arm, Wokensack ein Beil. Diese beiden Landwirte lachen, weil aus meinem Rucksack der krause grüne Kohl schaut. „Moos für Deinen Hasengarten?“

„Futtergerste für die Wasserratten?“ — Und sie befühlen meine Taschen. Wir stehen zusammen und schwatzen von der Kälte. Die Sonne versinkt blutrot hinter den dunklen Kiefern. Der Nordwind bläst. Die beiden Landwirte schütteln sich, schlagen ihre Fäuste aneinander, klamm von ihrer Tagesarbeit im Busch, und klappern mit ihren Holzschuhen davon. Ich gehe meinen Weg weiter. Die Sterne ziehen auf. Ich höre den Fluß. Er spült im Ufergesträuch, und er knirscht mit Eisschollen. Schwarz ist das Wasser und hell das Eis. Ich breche durch das Schlehdorngestrüpp. Da sind meine Grundstücke mit den Pappeln. Die Hasen haben allen Kohl gefressen, den ich hier anbaute. Es ist kein Blättchen mehr da. Ich schütte meinen Rucksack aus und gehe nach meinem Unterstand im Uferhang. Dort finde ich alles unversehrt. Ich hole ein Beil und einen Hammer heraus. Dann baue ich einige Futterplätze für die Vögel und ein großes Dach für das einzige Reh weit und breit. Es ist das Reh, das gleich kommt, wenn der Mond hoch steht.

Die Stunden vergehen. Der Wind saust in den Pappeln. Meine Arbeit ist beendet. Ich werfe Heu, das ich vom Sommer her noch in der Hütte verwahre, unter das Futterdach. Dann sitze ich in der Hütte auf dem Heuhaufen. Die Tür steht offen. Ich sehe den Mond an, der nun das frierende Land bescheint. Und das Reh kommt. Es hinkt mit dem rechten Hinterlauf, findet sofort den Futterplatz, reißt gierig an dem Heu und wackelt mit den Lauschern. So, als habe es etwas vergessen, läßt es plötzlich wieder von dem Heu ab und kommt zu mir. Ich spüre die feuchte Nase. Wir sind ja alte Freunde. Ich kraule das Fell und ziehe ein paar graue Haare heraus.

Es knirscht dann bei dem Kohl. Es sind die Hasen. Zu vieren kamen sie. Das Reh flieht. Der weiße Spiegel hüpft im Mondschein.

Die Hasen sind wohlgenährt, beinahe rund, so weit so etwas unter Hasen vorkommen kann. Zuerst nehmen sie die krausen, kleinen Kohlblätter, die Herzen in den Strünken. Dann quälen sie sich mit den großen Blättern ab. Ich merke deutlich, daß sie nicht die Absicht haben, ein Blättchen zurück zu lassen. Ich gehe zu ihnen. Sie lassen sich nicht stören und blicken sich nach mir überhaupt nicht um.

So bin ich also nicht allein. Ich lausche auf den Fluß. Die Eisschollen knirschen nicht mehr. Es ist auch kein Spülen mehr da. Aber es klirrt heimlich wie von hauchdünnem Glas, anhaltend und leise. Diese Nacht ist von dem heimlichen Klirren des Flusses erfüllt. Ich fühle, wie der Fluß erstarrt, wie die kleinen Schollen einfrieren, wie sich über dem dunklen Wasser die blanke Eisdecke spannt. Das Mondlicht spielt bläulich mit den Kristallen. Noch eine Weile wehrt sich das Wasser der Stromrinne in der Flußmitte gegen die anschießenden Kristalle. Es spinnt zuerst wie mit Fäden im Strom. Die Fäden zerreißen. Aber breiter und kürzer schießen nun die Fäden in den Strom hinein, bleichen das Wasser, und durchdringend ist das feine Klirren, das anhält und die Nacht erfüllt.

Als ich aufschaue von diesem Werk der Allmacht, gewahre ich einen roten Feuerschein. Er ist weit. Ich denke zuerst, es sei ein Planet, aber der Schein flackert im bleigrauen Ufersand. Ich habe gute Augen. Ich fahre auf in einer Art Spannung. Es erwacht in mir der Späher, der Ausguckmann, der Vorposten, der die große Verantwortung hat. So schleiche ich vorwärts, achte sehr auf meinen Mondschatten, ducke mich an dem harten Boden und fühle den Reif der Nacht an meinem Gesicht. Ich höre den Nordwind in harten Grase. Die Zeit vergeht. Die Deichsel des Himmelswagens steht hoch. Dann bin ich bei dem Feuer, fühle sein Wärme und verberge mich hinter einem Maulwurfshaufen. Und das heimliche Klirren und Knistern des Flusses ist in der Luft.

Meine Kiefern zittern. Ich leide wohl ein wenig unter dem Frost, ja, aber an dem Feuer ist nun weiter nichts. Nur zwei junge Männer hocken da eng beisammen und schweigen. Sie lassen ihr Feuer verprasseln. Ich höre nur noch den Wind. Der Fluß ist still geworden. Schwer fühle ich die Lider auf meinen Augäpfeln. Ich schließe die Augen und liege im Sausen des Windes.

Als ich meine Augen wieder öffne, fahlt der Tag schon. Der Wind zerbläst die Asche des Feuers. Wie im Traum sehe ich, daß die beiden jungen Männer über den Fluß gehen. Das Eis ächzt unter ihren Tritten, aber es ist stark geworden in dieser Nacht. Niemand hat mich bemerkt. Ich springe auf und laufe mich warm. Es wird Tag. Rosafarben fällt das Sonnenlicht auf die sandigen Uferhänge und strahlt über das blanke Eis hin, unter dem der Fluß schweigsam geworden ist. Ich freue mich an dem Gefunkel des Morgens. An meiner Hütte springen die vier Hasen nach allen Richtungen. Sie haben meinen Heuvorrat durchwühlt. Ich gähne herzhaft, schließe die Tür und grabe mich zufrieden in das Heu zum Schlafe ein.

Kurioses vom alten Marschall Wrangel.

Ueber die Eigenheiten des alten Wrangel wird viel Amüsantes berichtet. Besonders bekannt ist seine seltsame Angst vor allem Geschriebenen geworden. „Ich schreibe mit das Schwert und nicht mit die Feder“, pflegte er zu sagen. Kriegsrat wurde stehend gehalten, und wehe, wenn jemand dabei ein Stück Papier in der Hand hielt. Doch wenn der alte Herr gerade den Rücken drehte, so kamen für einen Augenblick die Zettel und Blätter zum Vorschein, ein schneller Blick hinein, und sie verschwanden wieder mit Blitzeseile. Alle Befehle mußten erfragt werden, und jeder Offizier des Stabes war gezwungen, aus dem Kopf Bericht zu erstatten. Besonders schlecht erging es dabei dem Armeeintendanten Weidinger, der ein sehr schlechtes Gedächtnis hatte und auf seine schriftlichen Berichte förmlich angewiesen war. Wenn Wrangel sich im offenen Waffenrock breitspurig vor ihn stellte, fing Weidinger an zu zittern und wurde so verwirrt, daß er unwillkürlich mit den hinter dem Rücken verborgenen Akten verräterisch vor die Augen fuhr. Sofort schlug ihm der Marschall energisch auf die Papiere und sagte erbost: „Wir haben hier keine Vorlesung, sondern Vortrag, also los!“

Kleiner Reinfall.

Länder, die sich noch der „Segnungen“ des Parlamentarismus erfreuen, werden mitunter von reizenden Grotesken überrascht. Ein solches zwerchfellerschütterndes Kuriosum begab sich bei den letzten Wahlen in Spanien. Dort hatte sich ein biederer Schuhmacher als Parteiführer etabliert und stellte sich dem souveränen Volke zur Wahl. Er fiel kläglich durch; ganze zwölf Stimmen kamen auf ihn. Da packte den braven Schuster der Zorn, und um alle zu ärgern, die ihn nicht gewählt hatten, berief er seine zwölf Getreuen zu einem „Parteitag“ in ein vornehmes Restaurant und sicherte freie Zeche zu. Wer aber beschreibt des Meisters Erstaunen, als sich zur festgesetzten Zeit statt 12 insgesamt 357 angebliche Wähler einfanden, die all des Schuhmachers Geld vertrinken wollten. Der Brave hat es seitdem abgeschworen, jemals wieder Parteiführer zu spielen.

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 10 | 7. Februar 1934 | 8. Jahrgang

Was ist geschehen auf Schloß SALURN?

Roman von Lilian v. Kusenberg

Urheber-Rechtsschutz: Drei Quellen-Verlag, Königsbrück/Sa

(7. Fortsetzung)

„Aber wenn der Brief die Adresse des Grafen trägt, dann ist er doch an ihn gerichtet, dann muß er ihn doch bekommen! Er ist doch der Eigentümer! Das ist doch klar!“

„Ja, selbstverständlich!“ Peter wurde ordentlich verlegen. „Ich will ihn ja auch nicht behalten, sondern dem Grafen auf dem schnellsten Wege wieder zustellen.“

„Natürlich! Übrigens ...“ Sie zögerte einen Augenblick, dann griff sie nach dem Kuvert. „Ich sehe den Grafen in einer Stunde sowieso! Also wahrscheinlich eher wie Sie. Da geben Sie mir nur den Brief mit. Ich werde ihm alles erklären, und er wird Ihnen sehr dankbar sein ...

„Gnädiges Fräulein — ja, wenn Sie meinen ...“ Es war Peter, als stürze er aus einem Himmel. Sie fuhr zu Graf Saturn, sie kannte ihn gut ...?!

Die junge Dame verstaute das Kuvert in ihrer Bluse. Draußen auf dem gepflasterten Weg vor dem Gasthaus verklangen Schritte. Es war, als ob jemand stehengeblieben sei, und sich nun entfernt hätte ...

Die junge Dame, die mit dem Gesicht zur Straße saß, stand plötzlich auf und schob ihren Stuhl mit einer sehr raschen Bewegung zur Seite:

„Ich habe mich ja furchtbar verspätet!“ Sie raffte Jacke und Handschuhe zusammen und warf einen Blick auf die Uhr. „Lieber Himmel, ich muß ja fort.“

„Fort? Jetzt schon? Und Ihr Auto?“

„Das wird abgeschleppt, ich habe schon vorhin Bescheid gegeben. Machen Sie sich nur wegen mir keine Sorgen. Ich danke Ihnen herzlichst. Es war so — so nett von Ihnen! Vielleicht kann ich mich mal bei Ihnen revanchieren ...“

Sie zögerte, dann reichte sie ihm die Hand, es lag eine nervöse Hast über ihren Bewegungen. „Leben Sie wohl und vielen Dank. Auch für das Edelweiß.“

„Darf ich denn nicht wenigstens wissen“, stammelte Peter, „wie Sie heißen und — und ...“

Sie war stehengeblieben, ihre Hand hielt das Edelweiß: „Ich heiße Guri!“

Damit war sie um die Efeuwand verschwunden.

Peter blieb wie angewurzelt stehen, als ob er einem schönen Spuk nachblickte. Von der nahen Kirchuhr schlug es acht. Zeit zum Gehen.

Peter starrte auf die Tischdecke. „Guri?“ murmelte er vor sich hin. Guri? Was war das für ein Name? Guri ...

Schritte klangen draußen auf dem Pflaster, die Efeuwand wurde mit einem Ruck beiseite geschoben. In der Öffnung standen zwei Grenzjäger mit Karabinern. Einer von ihnen trat vor, er hielt ein Papier in der Hand.

„Nanu, was ist denn los?“ fragte Peter und trat auf sie zu.

„Im Namen des Gesetzes, Sie sind verhaftet, Herr Leutnant!“

5. Kapitel.

Seit dem Telefongespräch wegen des Autos, das schon fortgefahren war, seit halb sechs Uhr morgens, war Nell in vollkommener Verzweiflung. Sie machte sich die heftigsten Vorwürfe. Warum hatte sie nicht ein paar Minuten früher angerufen, ehe Randall das Auto benützen konnte? Warum überhaupt hatte sie den verhängnisvollen Brief nicht besser bewacht? Lauter unnütze Fragen, und seltsam, die einzige, die vielleicht angebracht war: wie kommt es, daß ich den Brief überhaupt so plötzlich an mich genommen habe? — die stellte Nell sich nicht. Es war so selbstverständlich gewesen, daß man Saturn schützte, es war eine völlig impulsive Handlung, über die sie sich in den ersten Stunden gar keine Rechenschaft gab.

Und nun hatte Randall den Brief! Selbstverständlich mußte er ihn gefunden haben! Wenn er im Auto liegengeblieben war — und daran war kein Zweifel —, dann hatte Randall ihn jetzt in Händen! Also gerade das war eingetroffen, was Nell hatte verhindern wollen. Und was würde nun werden? Randall machte den Brief auf — er würde Dokumente finden — und würde den Grafen verhaften lassen!

Siedendheiß lief es durch Nell hin. Wenn wirklich Dokumente in dem Brief waren? Dann hatte sie durch ihre Tat versucht, einem Spion zu helfen.

Nell sprang auf, lief durch die Zimmer. Nein, das war nicht möglich, das nicht!

Und wieder kamen die quälenden Gedanken dagegen: Wenn nichts Belastendes in dem Brief war, kann man ja

Saturn auch nicht verhaften! Ihr Instinkt sagte: Er ist kein Verräter! Ihre Vernunft lief dagegen: Warum regst du dich dann so auf, daß Randall den Brief gefunden hat?

Aber — sie hatten doch Beweise gegen ihn ... Das ganze Gespräch zwischen ihrem Onkel und Randall, das sie gestern früh belauscht hatte, kam ihr wieder ins Bewußtsein:

Man hatte den Grafen an der Grenze beobachtet — wie war das doch? Mit einer blonden Frau ... Ja, jetzt wußte sie es wieder: Sie hatten Papiere ausgetauscht! Randall hatte es beobachtet. Aber konnte das nicht auch einen ganz anderen, einen harmlosen Zweck haben?

Nell war bei ihrem Umherwandern in dem Zimmer des Obersten angelangt. Der Onkel war heute früh nicht da, er hatte eine Inspektion in J. Nells müder Blick streifte das Telefon. Wenn man jetzt eine Menschenseele hätte, mit der man sprechen könnte. Die Mitzi? Nein, da mußte man zu viel erklären. Sie war auch zu neugierig. Wie, wenn sie nun Randall anrief? Ihn fragte, ob er eine Spur gefunden hatte? Nein, sie konnte nicht harmlos mit Randall sprechen, sie konnte ihn nicht sagen hören: O ja, heute habe ich Erfolg gehabt!

Aber Peter! Peter wußte zwar von all diesen Dingen nichts, aber wenn etwas Besonderes vorgefallen war, hatte sicher Peter davon gehört!

Schon drehte Nell an dem Telefonhebel. Es dauerte eine Weile, bis sie seine Wohnung erreicht hatte, und dann meldete sich eine weibliche Stimme. Seine Wirtin — und es war ihr anzuhören, daß sie äußerst aufgeregt war.

Nell fragte nach dem Leutnant Berka, aber ihr Gegenüber schluchzte nur ins Telefon hinein. Nell fuhr sich verzweifelt mit der Hand durch die Haare, war denn aus der Frau kein vernünftiges Wort herauszubekommen?

„Frau Niederhuber!" Nell weinte fast mit, „so sagen Sie doch, was eigentlich passiert ist! Wo ist denn der Herr Leutnant?"

„Frau Niederhuber, um Gottes willen, ist er denn krank? Oder ist was bei Ihnen vorgefallen?"

„Nein, Fräulein, es ist nur — eben war ein Soldat da und hat bestellt, der Herr Leutnant käme nicht zurück ..."

„Was ...?"

„Er sei verhaftet!"

Nell ließ den Hörer sinken. Um sie begann sich alles zu drehen. Peter war verhaftet?! Warum nur? Warum um Gottes willen? Und was war mit Graf Saturn ...?

*

Zwei Stunden später ließen die Wachen eine blasse, junge Dame, die einen Erlaubnisschein von Oberst Varena vorwies, in das Arrestlokal. Nell hatte einen halbstündigen Kampf mit ihrem Onkel hinter sich, ehe sie ihm die Erlaubnis abgebettelt hatte, fünf Minuten mit Peter sprechen zu dürfen.

Peter saß auf einer Bank an dem kleinen, vergitterten Fenster, er sprang auf, als Nell hereinkam.

„Nell, du kommst?"

Nell, die sonst so beherrschte, fröhliche Nell, war in Tränen ausgebrochen, sie schluchzte:

„Was hast du denn nur angestellt, du schrecklicher Junge?"

„Ich hab doch keine Ahnung, Nell! Ja, guck nur! Es ist mein heiliger Ernst! Ich habe keine Ahnung, warum man mich eingesteckt hat!"

„Was, du weißt nicht warum?"

„Nein, Nell! Ich schwöre es dir! Und das schreckliche ist, daß niemand mir glaubt!"

„Aber das ist doch unmöglich, Peter! Man verhaftet einen doch nicht einfach!"

„Aber wenn ich es dir doch sage, Nell!"

„Aber wann denn — wann hat man dich denn verhaftet? Und wo? Es muß doch einen Grund haben!"

„Also, Nell, ich war gerade, vielmehr, sie war gerade ..."

„Wer — sie?"

„Ja, das weiß ich eben auch nicht! Erst dachte ich, es ist das kleine Bauernmädel, und dann glaubte ich wieder, sie sei das Bild auf Schloß Saturn ..."

Nell griff erschreckt an seine Stirn:

„Peter, du hast ja Fieber!"

„Aber neln, Nell! Ich traf sie doch, wie sie eine Panne hatte, und da nahm ich sie mit, weil sie auch nach J wollte!"

„Sie? Ja, wer ist sie denn?"

Peter starrt düster vor sich hin:

„Das ist es eben. Ich weiß nur, daß sie Guri heißt und daß sie Graf Saturn kennt!"

Nell war von ihrem Sitz hochgefahren:

„Graf Saturn sagst du? Und sie ist blond? So rede doch! Ist sie blond?"

Jetzt starrte Peter Nell fassungslos an:

„Jawohl, rasend blond sogar, woher weißt du denn das?"

„Das ist ja gleichgültig, woher ich es weiß!" Nell stampfte mit dem Fuß auf. „Herrgott, daß ich daran nicht gedacht habe! Und man hat dich mit ihr zusammen gesehen?"

„Ja, das ist schon möglich. Aber warum sollte man denn nicht? Ich kann doch früh um acht mit einer jungen Dame im Freien eine Tasse Kaffee trinken!"

Nell war auf die Bank zurückgeglitten, sie stammelte:

„Nein, das ist furchtbar ..."

„Das kapier ich nicht. Wieso ist denn das so zum Aufregen?"

Ein Klopfen an der Tür unterbrach sie. Gleichzeitig trat ein Grenzjäger über die Schwelle:

„Gnädiges Fräulein, die fünf Minuten sind um!"

„Aber ich habe doch noch gar nicht ..."

„Gnädiges Fräulein, der Befehl —"

„Ja ja, Himmel, Peter, wann ist denn dein nächstes Verhör? Du mußt dem Onkel sagen, von dem blonden Mädchen erzählen — —"

„Auf keinen Fall!" Peter ist mit einem Ruck aufgestanden. „Warum soll ich sie da hineinziehen? Ich sage kein Wort von ihr!"

„Gnädiges Fräulein, es sind sieben Minuten — es geht nicht —"

„Ich gehe ja schon! Peter, du mußt von ihr sprechen, sonst lassen sie dich nicht frei!"

Peter ist Nell nachgestürzt bis zur Tür. Er schreit vor Aufregung.

„Ja, wer ist sie denn? Weißt du es denn?"

Und Nells Antwort, vor zornigen Tränen fast unverständlich:

„Wer sie ist? Graf Saturns Geliebte wird sie sein ..."

Damit fällt die Tür hinter ihr zu.

*

Nell geht über den in Sonnenglut daliegenden Platz vor der Kaserne. Sie sieht keinen Menschen, einmal wischt sie sich mit einer heftigen Bewegung über die Augen. Eine helle Stimme ertönt neben ihr:

„Ja, Servus, Nell, was treibst du denn in der Hitze hier draußen?"

Es ist Mitzi Linde. Sie hängt ohne weiteres in Nells Arm ein:

„Du Nell, komm, laß uns ein Eis hier draußen essen. Papa kommt doch erst in einer Stunde zum Essen und es ist so arg warm."

„Ach Mitzi, ich hab Kopfweh."

„Ja, arg angegriffen schaust du aus, Armes." Die Mitzi bleibt stehen und streichelt mitleidig den Arm der Freundin, „dann bring ich dich ein Stück heim."

Das Angenehme bei der Gesellschaft der Mitzi ist, daß man nicht zu sprechen braucht, sie besorgt es gleich für zwei. Da geht es schon los:

„Du Nell, du kommst doch heute abend ins Theater? Die neue Operette, und eine Truppe aus Wien spielt. Na ja, das hast du das ganze Jahr, aber ich wette, dein Onkel sähe sich's gern an, und da mußt du doch mit. Alle Bekannten kommen hin, es wird sicher himmlisch. Mach' nur, daß deine Kopfschmerzen bis dahin vorbei sind."

„Onkel sprach davon, ich entsinne mich. Ich glaube, er wollte hin."

(Fortsetzung folgt)

Moderner Haushalt

Humoristische Szene von Christian Hansen

Das neue Jahr ist schon ein Stückchen wacker vorwärts geschritten, und ich sitze mit meiner teuren Gattin im gut geheizten Zimmer, um mich mit ihr über die kommenden Entwicklungen zu unterhalten.

„Das Wichtigste ist der Haushalt", sage ich, „der muß besonders sparsam geführt werden."

„Natürlich!" bemerkt meine Frau.

„Ich habe hier ein interessantes Buch", fahre ich fort.

„Ach?"

„Ja", sage ich, „es trägt den Titel: ‚Wie man im neuen Jahre seinen Haushalt balanciert.'"

„Nicht möglich!"

„Du scheinst der Sache — wie immer, wenn ich etwas vorschlage — skeptisch gegenüberzustehen", entfährt es mir, und ich bin ehrlich genug, zuzugeben, daß der Ton langsam gereizt wird.

„Durchaus nicht, mein Lieber", erwidert meine Frau, „laß doch mal hören, was Du Neues hast!"

„Zuerst einmal heißt es hier", beginne ich, „daß man sich ein festes Ziel setzen soll. Am besten nimmt man sich vor, die Haushaltsausgaben radikal um 20 Mark monatlich zu senken. Dein Haushaltsgeld würde also ab nächstem Ersten um 20 Mark weniger sein."

„Wieviel macht es dann?" fragte meine Frau.

„150 Mark!" sage ich.

„Gut", erklärt sie, „das paßt großartig!"

„Wieso?" frage ich.

„Weil es zehn Mark mehr sind, als ich bisher hatte."

„Mein Liebling", sage ich nun, „ein Kind kann doch sehen, daß ich mich verrechnet habe. Es muß natürlich 130 heißen!"

„Weißt Du auch, daß im Winter die Eier teurer sind?" fragt meine bessere Hälfte gereizt. (Nebenbei bemerkt möchte ich den Burschen einmal erwischen, der die Behauptung von der „besseren" Ehehälfte in die Welt gesetzt hat!)

„Das weiß ich", erwidere ich, „aber dafür ist auch die Margarine billiger geworden, und außerdem können wir gut im elektrischen Licht sparen."

„So?" höhnt meine holde Angetraute. Wer hat denn die neuen Birnen mit der größeren Kerzenkraft eingekauft? Laß uns doch das Telephon abschaffen. Ein Nebenanschluß genügt."

„Gar nicht daran zu denken", winke ich mit entschiedener Geste ab, „nachher ist der Anschluß den ganzen Tag besetzt, und wir können in die Luft blasen. Nee, nicht zu machen!"

„Bitte, ganz wie Du willst! Aber es war ja nicht ich, die am Haushalt sparen wollte."

„Was mir nicht unbekannt ist", sage ich, „Frauen können ja überhaupt nicht sparen, das ist 'ne alte Sache. Aber steh mal her: bei den Posten Wäsche, Toilettengegenstände und Garderobe läßt sich noch eine Menge abstreichen."

„Männerblödsinn!" sagt meine Frau. „An Wäsche kann man nicht sparen. Ihr Männer glaubt immer, daß Waschpulver, Heizung und Spülmittel billiger sind als die Wäscherei."

„Schön", bemerke ich, „Du hast natürlich wieder recht. Doch wie steht es mit der Garderobe? Ist es nötig, daß wir dafür 400 Mark jährlich verpulvern? Das macht mehr als eine Reichsmark pro Tag — ein irrsinniges Geld!"

„Wer hat sich denn zuletzt zwei neue Anzüge gekauft?" fragt meine Frau, diesmal im wahren Sinne des Wortes „anzüglich".

„Das hat gar nichts damit zu tun", fahre ich auf, „und überhaupt wirfst Du das Geld für Küchengeräte geradewegs aus dem Fenster hinaus."

„Ich? Na, erlaube mal!"

„Tu doch nicht so! Ein halbes Dutzend Teller und Tassen im Monat müssen daran glauben."

„Lächerlich", entgegnet meine Frau, „was kostet denn schon so'n bißchen Geschirr?"

„Bißchen Geschirr!" höhne ich. „So ist's richtig! Aber natürlich, es ist ja auch mein Geld, das verpulvert wird!"

„Hab' Dich nicht so", ruft meine Frau, „andere Männer sind viel großzügiger. So ein knickeriger Onkel, wie Du bist ist mir noch nicht vorgekommen. Ich will Dir mal etwas anderes sagen: Wenn Du sparen willst, warum legst Du de nicht einfach Deine kostspieligen Vorstandsämter im Kegelklub und im Kartenverein nieder?"

„Was?" entfährt es mir mit höchster Entrüstung, „so etwas mutest Du mir zu? Nicht mal das kleine bißchen Vereinsfreude gönnst Du mir? Das finde ich unverschämt! Wer im Glashaus sitzt, sollte nicht mit Steinen werfen."

„Und was heißt das auf deutsch?" fragt meine Frau, indem sie den Kopf in den Nacken wirft.

„Das heißt, daß Du für Deine lächerlichen Kaffeetanten-Nachmittage monatlich rund fünf Mark Fahrgeld ausgibst. Sieh mich an!" sage ich. — „Ich laufe von jetzt ab zu Fuß ins Geschäft." O, es tut wohl, sich einmal so richtig in die Brust werfen zu können.

„Ach?" meint meine Frau. — „Dann rauchst Du wohl jetzt auch bedeutend weniger Zigarren?"

„Soweit eine an sich notwendige Ausgabe unvernünftig zu werden droht, werde ich sie entschieden abdrosseln!" erwidere ich ebenso energisch wie diplomatisch.

„Und auf die Rennbahn gehst Du auch nicht mehr?"

„Wie?" entfährt es mir mit allen Zeichen des Entsetzens, „na, das ist doch toll! Wo ich allein im letzten Jahre 365 Mark am Toto gewonnen habe! Was glaubst Du denn, wovon ich Deinen neuen Wintermantel bezahlte?"

„Das ist mir ganz egal", sagt meine Frau, „vor allem könntest Du Deine ewigen Aspirinkosten sparen. Du trägst ja unser ganzes Geld in die Apotheke."

„Lächerlich", wehre ich, allerdings etwas unsicher, ab, „was trinke ich denn schon für gewöhnlich des Abends ...?

„A propos: Trinken!" strahlt jetzt auf einmal meine (bleiben wir dennoch dabei:) bessere Ehehälfte. „Was hat eigentlich Dein famoser Haushaltsratgeber gekostet?"

„Drei Mark fünfzig!" stelle ich fest.

„Dann will ich Dir etwas sagen", meint meine Frau und gießt mir eine neue Tasse von dem prachtvollen, inzwischen lediglich eiskalt gewordenen Kaffee ein, „wir verkloppen ihn für einen Taler an Frau Schulze, die sich schon lange so einen Ratgeber wünscht, und dann ..."

„Dann ...?"

„Kaufen wir uns eine Flasche Sekt, Marke Steuerfrei, und feiern Versöhnung! Abgemacht?"

Na, also, nun bitte ich Sie: Da sage noch einer, daß die Frauen keine brauchbaren Ratschläge haben! Ich werde an die Redaktion des Haushaltratgebers schreiben und vorschlagen, die neue Ausgabe von einer Frau redigieren zu lassen. Es bezahlt sich sicher — allerdings nicht für die Brieftasche der Männer. Doch was will das schon sagen?

Eine klirrende Winternacht

Skizze von Albert Kreiß

Seit einigen Tagen bin ich wieder unterwegs. Ich stemme mich gegen den Nordwind, der nicht einen Augenblick zur Ruhe geht. Ich lasse mich anblasen und freue mich meiner rauhen Haut.

Nichts weiter zu tun habe ich. Im voraus sorgte ich für Weib und Kind. Ich konnte den Ofendunst zu Hause nicht mehr vertragen. Ich bekam davon eine traurige Seele und schlechte Gedanken über die Beschaffenheit der Welt.

„Aber nein, bei dieser Kälte! Du holst Dir eine Lungenentzündung", klagte meine Gefährtin, als ich unwiderruflich meine Rindledernen anzog.

„Alle meine Ahnen der Jahrtausende pflegten wintertags den Bären zu suchen", behauptete ich barsch, denn man soll sich in männlichen Angelegenheiten nicht weich machen lassen.

„Deine Ahnen befanden sich zweifellos auf recht niedriger Kulturstufe", schmollte die Gefährtin.